

**Zeitschrift:** Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

**Herausgeber:** Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

**Band:** 12 (1934-1935)

**Heft:** 1

**Heft**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 25.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# ZÜRCHER STUDENT

---

Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich  
und des Verbandes der Studierenden an der  
Eidg. Technischen Hochschule

XII. Jahrgang (jährlich 10 Nummern) Heft 1 April 1934

## INHALT

Prof. Dr. med. Hans von Meyenburg, Rektor der Universität . . . . .	Seite 1
Paul Leonhard Usteri: Dies Academicus . .	„ 2
Prof. Dr. Charly Clerc: A la mémoire de William Martin . . . . .	„ 4
Paul Hanke: Ein Dozent spricht . . . . .	„ 8
Rudolf Frey: Nachtwanderung nach Aarau .	„ 11
Martin Rost: Abbitte an eine häßliche Kollegin	„ 14
Fritz Tschudy: Fridolin im Frühling . . . .	„ 19
Ernst Kappeler: Ich habe kein Couleur . .	„ 21
Buchbesprechungen . . . . .	„ 22
Offizielle Mitteilungen . . . . .	„ 27

---

Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich



Schweiz. Unfall-und Haftpflicht-  
Versicherungsanstalt in Zürich

Einzel-, Reisegepäck-,  
Dienstboten-, Haftpflicht-,  
Einbruchdiebstahl-, Wasser-  
schaden-, Automobil-Kasko-  
Versicherungen

Zum Abschluß von Verträgen empfehlen sich:  
Die Direktion in Zürich, Bleicherweg 19  
und ihre Vertreter

## Instrumentarien und Materialien für Studierende der Zahnheilkunde

Instrumentenkasten Modell Prof. Dr. M. Spreng  
für die Kurse der Zahnärztlichen Klinik und Klin.  
Operationslehre, empfohlen von den Zahnärztli-  
chen Universitäts-Instituten Zürich, Bern, Basel.

Vollständige Instrumentarien für Kronen- und  
Brückenkurs, Goldarbeiten, Technik, Orthodontie.

**A. KOELLIKER & Co. A. G. ZÜRICH.**

BASEL

BERN

LAUSANNE

ST. GALLEN

# ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER  
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER  
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

---

XII. Jahrgang, Heft 1 — April 1934

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

---

REDAKTION: Max E. Eisenring, Scheuchzerstr. 65, Zürich 6. Tel. 43.435

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

---

## Prof. Dr. med. HANS VON MEYENBURG, Rektor der Universität.

Die medizinische Fakultät hatte turnusgemäß den neuen Rektor aus ihrem Dozentenkreis zu bezeichnen. Der Ordinarius für Pathologie, Prof. Dr. Hans von Meyenburg, wurde mit der ehrenvollen Aufgabe betraut.

Der neue Rektor, geboren im Jahr 1887, legte seine Maturitätsprüfung an der Kantonsschule Zürich ab. Seine Studien führten ihn außer der Universität Zürich nach München, Berlin und Kiel, Staatsexamen 1911 in Zürich. Seine Promotionsarbeit, betitelt: „Casuistische Beiträge zur Frage der Arthritis deformans juvenilis idiopathica“, erschien 1914.

Nach diesem ersten Studienabschluß wurde Dr. von Meyenburg Volontärassistent unter Sauerbruch an der chirurgischen Klinik in Zürich, später Volontärassistent im pathologischen Institut der Universität München (Prof. Borst). In der darauffolgenden Zeit 1913—1918 — unterbrochen von längerem Aktivmilitärdienst — schrieb Dr. von Meyenburg während seiner Tätigkeit im pathologischen Institut der Universität Zürich seine Habilitationsarbeit „Über die Cystenleber“ und erhielt die *venia legendi* auf Beginn des Sommersemesters 1918. Schon im darauffolgenden Jahr berief ihn die Universität Lausanne als ordentlichen Professor auf ihren Lehrstuhl für Pathologie. 1925 folgte Prof. von Meyenburg dem Ruf der Universität Zürich zur Übernahme des Ordinariats für Pathologie.

In launigen Worten empfahl der neugewählte Rektor den Studierenden der medizinischen Fakultät an einem Klinikerabend den ihm nachfolgenden Dekan Herrn Prof. Maier; wir

sind überzeugt, daß das in gleichem Maß für den damaligen Redner selbst, gegenüber der ganzen Studentenschaft gilt.

Wir hoffen, daß wir uns der markanten Persönlichkeit unseres Rektors würdig erweisen und entbieten ihm herzlichen studentischen Glückwunsch.

---

## DIES ACADEMICUS.

Kommilitoninnen! Kommilitonen!

Am 28. April feiern Dozenten und Studenten das 101. Stiftungsfest der Universität. Wie schon seit mehreren Jahren veranstaltet die Studentenschaft am Vorabend des Dies academicus einen Fackelzug. In sichtbarer Form wollen wir Studierende dem Zürcher Volk danken; denn durch seinen Willen besteht die Universität. Der Fackelzug soll aber auch eine würdige Einleitung zum Festtag der Universität und eine Huldigung an sie und die Dozentschaft sein.

Unser neuer Rektor, Herr Prof. Dr. Hans von Meyenburg, den wir an diesem Abend offiziell begrüßen können, hat sich bereit erklärt, den Fackelzug im Namen der Universität und der Dozentschaft entgegenzunehmen.

Zur teilweisen Finanzierung des Fackelzuges wird eine Plakette, die von Paul Zinsli, phil. I, entworfen wurde, durch Studentinnen verkauft. Angesichts des niedrigen Preises, der auf 1 Franken herabgesetzt wurde, sollte es jedem Studierenden möglich sein, eine Plakette zu erwerben. Für die Teilnehmer am Fackelzug ist die Plakette obligatorisch. Von 20 Uhr bis 20.30 Uhr wird beim Eingang zum Platzspitz an zwei Ausgabestellen jedem Teilnehmer gegen Vorweisung der Plakette eine Fackel gratis abgegeben. Mit Rücksicht auf den allgemeinen studentischen Charakter ist zu wünschen, daß außer der offiziellen Dies-Plakette keine weiteren Abzeichen getragen werden. Die Fackeln sind erst beim Abmarsch in Brand zu setzen. Damit sie nicht zu rasch niederbrennen, empfiehlt es sich, sie aufrecht zu tragen.

Es sollte Ehrenpflicht jedes Studierenden sein, am Fackelzug teilzunehmen!

Am Samstagmorgen findet der Festakt in der Aula statt.



PROF. DR. MED. HANS VON MEYENBURG  
REKTOR DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

Die Verbindungen und der Kleine Studentenrat werden sich durch Delegationen vertreten lassen. Das Rektorat hat sich bereit erklärt, den Studenten ca. 200 Eintrittskarten zur Verfügung zu stellen. Diese können vom 23.—25. April auf der Universitätskanzlei bezogen werden.

Der Umzug der im Corporationenverband zusammengeschlossenen Verbindungen ist, um den Dozenten und einem weiteren Publikum die Besichtigung zu ermöglichen, auf den Samstag nachmittag verlegt worden.

Das Bankett im Waldhaus Dolder findet am Samstagabend statt und bildet den Schluß des Dies academicus Turicensis 1934.

### P r o g r a m m :

Freitag, 27. April:

20 Uhr bis 20.30 Uhr: Sammlung aller Studierenden zum allgemeinen Fackelzug beim Platzspitz. Ausgabe der Fackeln beim Eingang gegen Vorweisung der Plakette.

20.30 Uhr: A b m a r s c h.

Z u g s o r d n u n g : 1. Musikkorps — Verbindungen. — 2. Musikkorps — Delegation des KStR und 1. Hälfte der Nichtincorporierten. — 3. Musikkorps — 2. Hälfte der Nichtincorporierten.

M a r s c h r o u t e : Bahnhofstraße — Bürkliplatz — Quaibrücke — Bellevue — Rämistraße — Universität.

21.30 Uhr (zirka): Ankunft bei der Universität.

F e i e r v o r d e r U n i v e r s i t ä t :

Allgemeiner Kantus „Burschen heraus!“

Ansprache von Kommilitone Fritz Gropengießer, phil. I, Präsident der Studentenschaft.

Entgegennahme des Fackelzuges durch den Rektor, Herrn Prof. Dr. Hans von Meyenburg.

Allgemeiner Kantus „Gaudeamus igitur!“

Bei der 2. Strophe erfolgt der Abmarsch zur Wässerwiese, wo die Fackeln zusammengeworfen werden.

Samstag, 28. April:

10 Uhr: Festakt in der Aula.

14.10 Uhr: Sammlung der Verbindungen am Utoquai.

14.30 Uhr: Abmarsch. Route: Utoquai — Quaibrücke — Bürkliplatz — Bahnhofstraße — Bahnhofbrücke — Limmatquai — Bellevue — Rämistraße — Universität. Empfang des Zuges durch die Dozentenschaft ohne weiteres Programm. Auflösung des Zuges an der Künstlergasse.

20 Uhr: Bankett im Waldhaus Dolder.

Für allfällige Auskünfte merke man sich folgende Adressen: Kanzlei der Universität (Zimmer 5): Festakt in der Aula, Bankett. Paul Widmer, iur., CV X, Hallwylstraße 71, Zürich 4: Umzug der Verbindungen.

Paul L. Usteri, iur., Forsterstraße 67, Zürich 7: Fackelzug.

**Paul Leonhard Usteri.**

---

### A LA MÉMOIRE DE WILLIAM MARTIN.

Deux mois ont passé depuis la mort de William Martin. De jour en jour, nous sentons davantage qu'un guide nous manque. Je souligne ce terme; je voudrais dire tout ce qu'il contient.

Notre époque ne manque pas de tempéraments, ni d'animateurs. Elle a vu surgir quelques chefs; elle en attend d'autres. Elle s'est habituée à goûter les esprits qui s'imposent par un charme brutal, par la seule vertu d'un beau préjugé, par l'enseigne massive d'une doctrine. Elle éprouve une défiance assez vive à l'égard de celui qui étudie le pour et le contre, et qui prêche l'équilibre, et qui ne cesse de mesurer les choses au double critère de la justesse et de la justice. Nos contemporains aiment qu'un publiciste les brusque, les exalte, les flatte, les scandalise, ou encore les terrifie par la peinture d'un monde hardiment simplifié, en blanc et noir. Ils n'aiment pas tant qu'on les renseigne ou les enseigne, qu'on leur offre une leçon bien faite au lieu d'un plaidoyer ou d'un réquisitoire. Celui qui, chaque jour, sur l'océan de la politique internationale, prend la peine de faire le point, de dire où l'on en est, tenant

compte à la fois de l'économique et du moral, des individus et de la race, des efforts humains et de la fatalité, de l'histoire et de ce peu de chose — parfois — qui semble nouveau sous le soleil; celui qui, en rédigeant le procès-verbal d'aujourd'hui, n'hésite pas à modifier, quand il le faut, son opinion d'avant-hier; celui qui ne craint pas de dénoncer tous les périls qui nous menacent, de droite comme de gauche, mais sans jamais nous acculer au désespoir, qui est, selon Vauvenargues, „la plus grande de nos erreurs“; celui-là, que j'appelle un guide, ne saurait être populaire. Il aura autour de lui quelques vrais amis; bon nombre d'honnêtes gens, épars dans le pays et dans le monde, voudront savoir chaque matin ce que pense le plus modéré, le plus largement informé des journalistes; de plus, il jouira du respect des grands de ce monde, dans la mesure où la liberté de son jugement ne dérange pas leurs calculs et ne trahit pas leurs hypocrisies.

Tel fut le sort de William Martin.

\*

Du plus loin que je me le rappelle, j'entends cette voix égale, sans éclats, sans musique, imperturbable, que n'enfle pas l'indignation, que n'altère pas l'ironie. Elle n'insinue pas, elle ne dispute pas. Une voix qui va droit devant elle, si l'on peut dire, très simplement sûre de ce qu'elle affirme; la voix même des sentences impartiales, de la tranquille objectivité, celle même de l'ange que Dieu charge d'observer la mêlée. Je crois qu'en terre romande aucun de nos contemporains ne parvint si vite à la maîtrise de son instrument, à la connaissance de son rôle, ne fut si tôt le spécialiste de la persuasion, de la conciliation.

Mais ce jeune homme, à qui vous alliez reprocher un peu de suffisance, considérez comme il sait interroger et écouter les autres, les simples ou les savants, comme il s'entend à tenir compte de toute réponse qu'on lui fournit. Il a fort souvent le dernier mot, mais il n'a dédaigné aucun des arguments qui lui furent opposés. Il emmagasine, il classe; il saura faire usage de son butin. La conversation avec lui, parfois, prend quelque chose d'une interview.

Cela vous déplaît? cela vous glace un peu? Vous reconnaissez cette fameuse sécheresse genevoise, dont on a tant parlé? Demandez aux amis de William Martin s'ils eurent à se plaindre de sécheresse; demandez-leur si cet assembleur de fiches n'était pas aussi un délicieux compagnon de promenade; demandez-leur s'ils peuvent oublier le rire d'enfant qui, à certaines heures, éclairait cette figure?

\*

J'en ai connu deux ou trois autres, en qui le journaliste cohabitait avec l'historien. Tant bien que mal, en vérité, et à deux étages différents de la personne. Un tel, qui montrait dans ses vues sur le XV<sup>e</sup> ou le XVIII<sup>e</sup> siècle une prudence, un scrupule, un respect des faits vraiment incomparable, estimait juste et naturel, devant les complexités de la guerre mondiale ou de l'après-guerre, d'écrire et d'agir comme le plus simpliste, le plus fougueux des partisans. En William Martin, au contraire, le rédacteur de l'actualité politique ne se distingue pas de l'auteur de l'Histoire suisse; le connaisseur du Traité de Versailles a acquis toute son expérience aux Congrès de Vienne et de Paris... A moins qu'il ne faille renverser cette affirmation. Mais cela ne changerait rien à sa valeur. „Le journaliste est un historien qui s'ignore“, écrit W. Martin dans sa leçon inaugurale, „c'est un historien du temps présent. Un journaliste digne de ce nom doit avoir tous les scrupules scientifiques et la prudence de jugement du vrai historien. Il ne doit s'appuyer que sur des faits contrôlés et il doit s'efforcer de tenir compte de tous les éléments des problèmes qui lui sont soumis — à défaut de quoi son œuvre sera précaire et sans valeur.“

Il faut avoir entendu les premières leçons de William Martin à l'Ecole Polytechnique pour comprendre ce qu'un pareil maître pouvait donner à nos étudiants. En parlant du passé, il ne perdait pas de vue le présent. En exposant les circonstances d'aujourd'hui, il trouvait dans le spectacle d'avant-hier plusieurs points de comparaison, sans jamais inciter ses auditeurs à croire que les événements doivent toujours se répéter. Et surtout, parlant ou écrivant, il n'oubliait jamais l'avenir: cette possibilité de la paix, qui était l'objet de sa foi.

\*

Le sens aigu du déterminisme dans l'histoire, et malgré cela, à côté de cela, une foi, une espérance, une affirmation sans cesse rajeunie de l'idéal. Voilà encore une singulière dualité dans l'esprit de William Martin. Il arrive parfois qu'elle apparaisse de manière trop frappante, et comme à l'insu de l'auteur. Je sais telles pages de l'Histoire suisse, où le lecteur tressaille comme devant une énorme contradiction. Contradiction émouvante. Il n'est guère possible, en effet, que l'historien rigoureux forme une unité parfaite avec le croyant malgré tout, ainsi que tout à l'heure le juge du présent semblait être une seule âme avec l'explorateur du passé.

\*

Peu d'hommes, en ce pays, ont eu plus d'adversaires que cet iréniste. S'ils furent si nombreux et si ardents, c'est sans doute par réaction contre certains admirateurs qui le croyaient divinement inspiré. C'est aussi parce que l'incompétence aime à vitupérer l'homme qui connaît son métier. C'est encore parce que le libéralisme est aujourd'hui singulièrement impopulaire, et qu'un libéral conséquent ne trouve guère de fidèles, même parmi les siens. Que ne lui a-t-on pas reproché? D'être trop souple, et d'être trop cassant. De ne pas maudire suffisamment, définitivement telle personne ou tel peuple. On l'a traité de naïf, ou d'homme intéressé. On lui en a voulu d'avoir l'air infaillible, et de se tromper néanmoins à l'occasion. De ce qu'il était un impeccable manieur d'idées, on lui a refusé la moindre perspicacité psychologique. De ce que le critère moral ne lui faisait pas négliger la réalité économique, on l'a incriminé de matérialisme. Et quoi encore?

Tout cela n'a pas empêché William Martin de faire une admirable carrière. Tout cela ne l'a guère troublé, j'en suis certain. Il savait bien qu'il demeurerait, en matière politique et sociale, le guide de beaucoup. Un guide qui gardait l'altitude, et qui montrait une belle sérénité. La sérénité qu'il a conservée jusque devant la mort, qu'il affronta en chrétien et en héros de Plutarque.

**Charly Clerc.**

## EIN DOZENT SPRICHT.

Prof. Dr. Kurt Goerttler folgte nach kurzem Wirken an der Universität Zürich einem ehrenvollen Rufe an die Universität Hamburg. Es scheint uns angezeigt, die Abschiedsvorlesung von Professor Goerttler weiteren studentischen Kreisen zugänglich zu machen, indem wir nachstehend einen von Kommilitone Paul Hanke verfaßten Auszug abdrucken. R e d.

„Als ich gezwungen wurde, meine Vorlesungen in diesem Semester vorzeitig abzubereiten, da hatte ich — so plötzlich ans Ende gekommen — das deprimierende Gefühl, daß gerade jetzt das Beste und Entscheidendste erst hätte gesagt werden sollen. Denn der Kampf mit dem Stoff, der vor uns liegenden erdrückenden Materialmasse, die wie ein Berg vor uns steht, den man bezwingen muß, ehe man sehen kann, was hinter ihm liegt, wird ja doch in jeder Vorlesung immer wieder mehr oder weniger vergeblich gekämpft.

Unser Drang, das zu suchen und zu erkennen, was hinter dem Stoff liegt, unser Bemühen, aus dem Chaos und der Masse einen Organismus aufzubauen und an Stelle einer Plan- und Gesetzlosigkeit Sinn und Verständnis zu gewinnen, wird wohl immer unbefriedigt bleiben.

Die Gefahr, sich im Material zu verlieren, in der Quantität unterzugehen, ist ganz besonders für jeden Anfänger groß. Ihr zu begegnen, galt, wie Sie wissen, mein besonderes Bemühen, indem ich Sie immer wieder darauf hingewiesen habe, daß der Sinn unserer Arbeit weniger auf ihrer Extensität beruht als auf der Intensität und nicht nur in der Analyse, sondern in einem synthetischen Erfassen biologischer Zusammenhänge zu suchen ist, daß es letzten Endes bei der Wissenschaft immer mehr auf Qualität und Vertiefung im einzelnen ankommt als auf Quantität und Ausbreitung.

Je ehrlicher und leidenschaftlicher der Drang nach Wissen ist, um so klarer und bewußter wird auch die Erkenntnis in uns: daß es mehr ist, e i n e Sache wirklich und gründlich zu beherrschen als über eine seichte sogenannte a l l g e m e i n e Bildung zu verfügen.

Aber damit rede ich zu Ihnen schon nicht mehr als Anatom, sondern als Mensch, Akademiker und Kommilitone, und

denke daran, daß ich Sie noch einmal hierher gebeten habe, um mich von Ihnen zu verabschieden.

Ich bin, wie Sie wissen, auf das an der Universität Hamburg frei gewordene Ordinariat für Anatomie berufen worden und werde diesem Rufe Folge leisten. Damit ist meine Tätigkeit an der Universität Zürich nach drei Semestern viel früher beendet als ich annehmen konnte. In vieler Beziehung zu früh! Viele kaum erst geknüpft Beziehungen werden unterbrochen, und so manches, was geplant war und verheißungsvoll für später erschien, muß ungetan bleiben. Ich habe in meinem Arbeitsgebiet, unter meinen Kollegen und bei Ihnen nicht nur eine freundliche Aufnahme, sondern Verständnis und darüber hinaus sogar freundschaftliches Entgegenkommen gefunden.

Dafür danke ich Ihnen und allen denen, die mir den Aufenthalt als Gast in Ihrem Lande so leicht und freundlich gestaltet haben und bin mir der daraus für mich erwachsenen Verpflichtungen bewußt.

Ich fühle mich mit Zürich durch ein geistiges Band verknüpft und die Universität ist für mich nicht nur ein Markstein meiner äußeren Laufbahn, sondern ich sehe in der Tatsache meiner Verbundenheit mit ihr ein erfreuliches Zeichen des übernationalen Charakters der Wissenschaft, die mich mit Ihnen und mit allen ehrlich um sie Kämpfenden verbindet.

Das bedeutet heute nicht wenig, bedeutet gemeinsame Eingliederung in ein größeres Ganzes, Anerkennung einer freiwillig übergeordneten Gemeinschaft. Diese wird allerdings von einem anderen als dem materiellen Wollen getragen. Sie ist eine Idee, die nur im Herzen junger oder geistig jung gebliebener Menschen leben und wachsen kann, denen die Universitas literarum mehr bedeutet als den Weg zur Krippe bürgerlichen Wohlstandes. Wir erleben ja heute in unserer Generation in allen möglichen Formen eine Neuausrichtung auf die Gemeinschaft und ihre höheren Ziele und Zwecke, und dieser Idee, der wir auch die geheimen Kräfte der Natur überall gehorchen finden, gehört die Zukunft. Sie bedeutet das Ende und die Überwindung des Materialismus. Wir jungen Menschen wollen nicht mehr letzten Endes den Vorteil, sondern den Sinn, nicht den Erfolg und die Karriere, sondern die Erfüllung. Wenn über-

haupt jemand, so sind Sie es, wir, ist es die Jugend, die berufen ist, auf diesen neuen Wertgrundlagen eine neue Welt zu bauen. Das ist die Aufgabe einer Jugend, die zwar heute nicht so weit ist, über Parteien und Meinungen hinweg sich als Einheit zu fühlen, die aber dahin kommen muß, denn die Streitkräfte sind da, auch wenn die gemeinsame Linie noch nicht gefunden ist. Wir erteilen die denkbar schärfste Absage einer Zeit, die nichts anderes mehr gelten lassen will als materialistische „Interessen“, die nicht fragt: was ist wahr, gut und gerecht? sondern: was nützt es mir, wo liegt mein Vorteil?

Das ist das grundlegende Neue an der heraufkommenden Generation, zu der auch wir uns noch zählen, die zweifellos eine neue Epoche einleiten wird. Wir wollen nicht mehr für eine Altersrente kämpfen oder für einen Sack voll Geld, sondern für Ideale und ihre Verwirklichungen. Darin liegt die Stärke, die schon heute unsern Sieg verbürgt, wenn wir ihn nur wollen und an ihn glauben.

Sie haben das Vorrecht, daß es Ihnen als Student vergönnt ist, ihre Kraft und Zeit sich selbst zu widmen und außerhalb der Dinge des täglichen Lebens anzuwenden. Das gibt Ihnen auch eine persönliche Verantwortung, die sich nicht auf die Schultern anderer abwälzen läßt: Im Reiche des Geistes Pflicht zu Lauterkeit und Wahrheit, die nie irgend welchen Zwecken dienstbar sein kann! Lassen Sie sich diesen Idealismus, auch wenn er sich in unserer Zeit der sogenannten Sachlichkeit nur schüchtern zu bekennen wagt, nicht verkümmern! Denn Sachlichkeit und Idealismus schließen einander nicht aus. Idealismus ist eine geistige Haltung, Sachlichkeit aber eine Methode.

Überwinden wir den Materialismus als geistige Haltung, aber behalten wir seine Sachlichkeit als beste Methode zur Herrschaft in der Welt der Sachen. Am stärksten werden wir sein, wenn wir die vollkommenen Methoden des Gestern aus der dem Heute vielleicht noch unerreichbaren neuen geistigen Haltung heraus beherrschen werden. Darin sehe ich Ihren Weg, den der Jugend überhaupt, die das Alte nicht verwerfen soll, wo es von Nutzen ist, die es aber aus einer neuen geistigen Haltung heraus gebrauchen soll. Niemand soll uns Unsachlichkeit vorwerfen. Es geht uns in einer Welt und gegenüber einer

Zeit voll unerhörte Anforderungen stellender Aufgaben gewiß nicht um doktrinäre Prinzipien irgendwelcher Art, sondern stets nur um die besten, das heißt wirksamsten und zugleich anständigsten Methoden, die uns Werkzeuge sind im Dienste neuer Werte und Ziele.

Damit verabschiede ich mich, indem ich Ihnen für Ihre persönliche Zukunft alles Gute wünsche und in Hoffnung auf eine Zukunft, in der auch im Leben der Völker das Gemeinsame und Verbindende geistiger Ideen wenigstens die Schranken des Hasses, der Mißgunst und der Überheblichkeit niederreißt."

---

## NACHTWANDERUNG NACH AARAU.

Eigentlich sollte man in einer Seminarübung nicht Spaziergänge erwägen und beschließen. Aber wenn Pfingsten vor der Tür steht und ein prächtiger Frühsommerabend zu den Fenstern hereinsieht, dann muß nur noch ein eifriger Referent uns minder eifrig zuhörenden Kommilitonen vom Wunder erzählen, wie bei Ford das Werkstück auf dem laufenden Band wandere, und schon werden meine Gedanken vom Wandern angesteckt: auf einmal weiß ich, daß ich heute Nacht noch nach Aarau wandern werde.

Ich liebe diesen Spaziergang von Zürich nach Aarau, weil er quer durch das Mittelland bis zum Jura führt, weil man von der Limmat über die Reppisch, die Reuß, die Bünz, die Aa und die Suhr bis zur Aare kommt. Ich liebe es, aus dem lärmenden Getriebe der Stadt über das ruhige Land hinauszuwandern, aus der emsigen, werktäglichen Hast des Tages in die lässige Heiterkeit des Feierabends zu gelangen und in die tiefe Stille der Nacht.

Zwar hatte ich mir vorgenommen, über diese freien Tage brav auf der Bude zu sitzen und zu arbeiten, aber ich empfinde keine Gewissensbisse, wie ich zwei Stunden später im Hauptbahnhof meinen Koffer nach Aarau aufgebe. Dort hinein habe ich ein wenig Wäsche und ein Kleid gestopft; das ist zur Beruhigung meiner Patin, die ich im Begriff bin, heimzusuchen, und die bei den häufigen unangemeldeten Besuchen ihres Göttibuben weniger dessen gesunden Appetit fürchtet als die Unbekümmertheit, mit der er mitten in der Nacht mit verspritzten Werktagshosen und in verschwitztem Hemd zu erscheinen pflegt, wenn es gerade noch auf einen Feiertag geht. Es liegt im Koffer aber auch das Chaos von Zahlen und Notizen, aus dem der einst meine Dissertation erstehen soll; das ist vorgesehen für den Eventualfall eines pfingstferienmäßigen Arbeitshungers, von dem ich zwar voraussehe, daß er ferienmäßig, also mäßig sein wird. Jetzt

klappt mir zwar der Beamte den Schalter vor der Nase zu, denn es ist punkt zwanzig Uhr, so daß ich mit ein paar Leidensgenossen mich an den Schwanz der Schlange stellen darf, die vor dem andern Schalter ansteht. Wenn ich jetzt auf einen Zug rennen müßte, würde ich vermutlich auch brummen, so aber habe ich nur ein überlegenes Lächeln für die Pünktlichkeit der S.B.B.-Beamten und für die Wut der andern. Ich habe Zeit. Mir kann kein Zug vor der Nase abfahren; von niemandem und nirgends werde ich erwartet; ich kann rennen, wo es mir paßt, und schlendern, wo es mir gefällt. Ich trage weder Mantel noch Hut, und wozu man sich beim Wandern in einen Rock einengt, verstehe ich nicht. Ich habe ein Nastuch im Sack und ein gutes Messer, einen Geldsäckel mit ein paar Franken und dem Gepäckschein; eine Uhr und ein Schlüsseletui vervollständigen meine Ausrüstung. Die Schlüssel sind zwar Ballast, aber solange man die Gepflogenheit hat, in der Nacht die Häuser zu schließen, muß ich sie wohl oder übel mitnehmen, und im Notfall könnte man sie zudem als Waffe gebrauchen. Ich glaube zwar nicht, daß dies je eintreten wird. Früher habe ich mir manchmal, wenn es so recht finster war, einen kräftigen Stock geschnitten. Aber damit habe ich dann nur späte Wanderer erschreckt und Hofhunde aufgeregt. Späte Wanderer sind nämlich harmlos, manchmal sogar furchtsam. Und von den Hofhunden weiß ich, daß sie nie einen harmlosen Wanderer beißen. Ich muß zwar gestehen, daß ich manchmal doch einen Moment daran zweifle, ob der betreffende Hund das auch weiß, wenn mich plötzlich so ein kalbsgroßes Biest irgendwo aus der Dunkelheit her anbillt, daß seine eifrigen Genossen in einem kilometerweiten Umkreis in das Geheul einstimmen. Dann nehme ich die Schlüssel in die Hand und würde dem ersten Köter, der nach meinen Knochen schnappen wollte, zunächst diese Schlüssel zu fressen geben.

Vorläufig bin ich zwar noch mitten in der Stadt mit ihren Straßen, die aufgerissen sind, man weiß nicht warum, und mit den vielen Leuten, die durcheinanderfluten, man weiß nicht woher und wohin, ganz zu schweigen von der Frage wozu. Doch frag ich auch mich selber nicht wozu, ich wandere einfach. Als ich über die Limmat ging, spiegelten die Wellen noch silberhellen Schein, jetzt, wo ich an der Schulter des Ütlibergs hinaufsteige, wird die Abendglut über der Lägern immer satter und je höher ich komme, desto mehr sinkt sie in sich zusammen, desto mehr Lichter werden am Himmel oben und in der Stadt unten angezündet. Fast möchte man sagen, ein Sternenhimmel oben und einer unten. Aber wenn man, um die Probe aufs Exempel zu machen, einmal die Welt auf den Kopf stellt — das geschieht, indem man zwischen den gespreizten Beinen hindurchsieht — so muß man rasch erkennen, daß die Zürcher es mit ihrem ganzen Lichtermeer doch nur zu einem recht dürftigen Firmament bringen und daß sie mit allen schreienden roten und blauen Lichtreklamen nicht im entferntesten soviel Erfolg haben wie der rechte Himmel mit

einem einzigen, gemütlichen Mond. Der begleitet mich nun auch getreulich, während die Lichter von Zürich bald kaum mehr an einem hellen Schein über dem Horizont zu ahnen sind und nur die Laterne auf dem Uto-Turm noch herüber blinkt, wo ich schon auf den Höhen zwischen Reppisch und Reuß wandere. War bereits in Birmensdorf unten nichts mehr zu merken gewesen von städtischer Hast, so ist es hier in den Dörfchen und Höfen auf dem breiten Bergrücken ganz ruhig, kaum daß man irgendwo eine Tür gehen hört, wenn ein Hund anschlägt. Sonst redet nur die Nacht. Alles, was im Tageslärm untergeht, hat jetzt das Wort. Man hört die eigenen Schritte, das Plätschern des Brunnens, das Murmeln der Bächlein, das Rascheln von Kleingetier. Frösche üben ein stimmungsvolles Lied ein, vom Wald her klagt ein Käuzchen, und tausend Töne gibt es, die man gar nicht kennt. Dann schimmert auf einmal das Band der Reuß herauf; ich renne in langen Sätzen einen Feldweg hinunter, komme wieder auf die große Straße, gehe an ein paar Dampfwalzen vorbei, um die immer noch ein Rauch-Düftlein kreist und die zu atmen scheinen wie wiederkauende Kühe im Stall, und bald hallen meine Schritte in den engen, steilen Gäblein von Bremgarten und über die gedeckte Reußbrücke. In einer Wirtschaft trinke ich ein Glas Milch. Es ist bald Polizeistunde. Zwei rechte Philister hocken hinter ihrem Weinglas, und ein paar junge Burschen lümmeln um einen Tisch herum, reden vom Fußball, verlangen von der Kellnerin die Vorführung einer neuen Grammophonplatte, glotzen mich an, vermuten laut, mir fehle es am gesunden Menschenverstand. Ob meine Milch oder meine staubigen Schuhe Anstoß erregen, weiß ich nicht, ich bin auch gar nicht beleidigt, verzichte aber auf das Anhören der Rückseite von „Ich küsse Ihre Hand, Madame“ und nehme den Weg wieder unter die Füße. Um Mitternacht werde ich gerade aus dem Bremgartner-Wald herauskommen. Da hält aber ein Töffahrer, nachdem er mich sorgsam von hinten angeleuchtet und sich überzeugt hat, daß ich weder Revolver noch Stahlrute trage, und lädt mich ein, mitzufahren bis Wohlen. Vielleicht ist's ihm angenehmer, wenn hinter ihm noch einer sitzt; der Wald ist dicht und groß. Wir knattern los; unser Lichtschein frißt sich wie ein gieriges Ungeheuer in das Dunkel hinein, und in fünf Minuten sind wir dort, wo ich sonst in einer Stunde angekommen wäre. Er dankt für die Begleitung, ich für die Fahrt und setze mich in Trab, denn ich bin von der Nachtluft ein wenig steif geworden, weil ich vorher schwitzte. Zwischen Wohlen und Villmergen überhole ich einen, der in heftigem Disput mit seinem Fahrrad daherschwankt und der mir zuerst in wenig feiner Weise Unhöflichkeit vorwirft, weil ich ihm nicht auf sein Vehikel helfen will. Dann überzeuge ich ihn aber, daß es sehr schön sei, zu Fuß durch die Mondnacht zu wandern, und zuletzt scheiden wir in voller Einigkeit, obwohl er nicht begreifen will, daß ich seine Einladung, noch in seinen Keller zu kommen, abschlage. Ich lasse ihn aber allein ziehen, denn der Schutzengel der

Betrunkenen wird ihn wohl sicher heimgeleiten, und ich biege rechts ab, um die neue Straße, die schnurgerade durchs Freiamt gebaut wird, zu benutzen. Der Mond hängt nun tiefer, und die waldigen Hügelkulissen stehen schärfer und schwärzer da; das Tal ist weit und lang, und allmählich komme ich in jenes schöne Wandern hinein, wo es mir scheint, ich schreite durch Zeit- und Endlosigkeit.

Dann im Wald zwischen Bünz- und Aatal ist Mitternacht. Von mindestens sechs Dörfern her kommen die Glockenschläge. Ich stehe und lausche, wie die Töne, mit dem Mondlicht vermischt, von den Bäumen tropfen.

In Lenzburg ist alles still, nur in einer Wirtschaft sitzen noch ein paar trinkfeste Bürger. Auf dem Richtplatz draußen fährt der Nachtwind durch die uralten Bäume und der Mond spielt ein bizarres Schattenspiel. Vielleicht wartet die Seele eines Verdammten hier auf Erlösung. Aber ich bin kein Sonntagskind, und obwohl ich hier schon zu allen Nachtzeiten vorbeiging, nie sah ich hier oder auch sonstwo einen Geist, der sich nicht als Baumstrunk oder Schatten entpuppt hätte. Vom Wald her tönt das Bellen eines Dachses; der Nachtzug rollt fern durch das Aaretal; zwei- oder dreimal greifen die Scheinwerfer eines Autos wie lange, zitternde Fühlhörner über die Straße; von Zeit zu Zeit kommt eine warme, weiche Welle von Heu- und Sommerduft über die Ebene her. Dann wird der Mond rot und groß und verschwindet hinter dem Jura. Nun vervielfacht sich das Funkeln der Sterne, und gerade wie ich etwas Schönes denke, fährt eine Schnuppe in langer, glühender Bahn quer über das halbe Himmelsgewölbe.

Langsam spüre ich, daß ich doch ziemlich stramm marschiert bin, und ich freue mich darauf, mich so rechtschaffen müde auf das Lager zu strecken. Wie ich in Aarau ankomme, beginnt schon ein Bäcker seine Arbeit, und im Osten ahnt man leise einen hellern Streifen am Himmel.

**Rudolf Frey, oec.**

---

### **ABBITTE AN EINE HÄSSLICHE KOLLEGIN.**

Wenn ich hier versuche, ein Bild von Emma Wirtz, Studentin der Pharmazie, zu geben, so geschieht das nicht darum, weil ich in ihr die Verkörperung eines Typs erblicke. Es geschieht aus einem persönlichen Bedürfnis heraus, mich zu entschuldigen, ja, — ich will es ganz ehrlich zugeben, — um Abbitte zu leisten.

Es wäre ja so leicht, mit der Behauptung, Emma Wirtz sei „Eine von Vielen“, sei ein oft in unserm studentischen Leben anzutreffender Typ, einen gewissen Anspruch auf Allgemeininteresse für meine Auslassungen zu erheben. Aber gerade darin würde ja nur eine Wiederholung der Grausamkeit bestehen, die ich begangen habe und dcretwegen ich mich hier zu entschuldigen suche.

Mit einem Wort könnte ich Emma Wirtz in die beengende und traurige Kategorie der Typen einreihen, die zwar nicht den Anspruch exakt psychologischer Typenlehre erfüllen mag, die aber vor uns sofort präparierte Fächer des Verstehens öffnen würde, Schubfächer wohlgeordneten Begreifens, in denen Leben brutal schematisiert und erstickt wird. Es genügte zu sagen: Emma Wirtz ist ein häßliches Mädchen.

Nicht wahr, nun brauchte ich eigentlich nicht mehr fortzufahren, denn vor uns eröffnet sich in billig zu erwerbenden Begriffen eine selbstverständliche Einsicht in ein — wie es uns heute erscheint — vollkommen durchschaubares und nicht einmal sonderlich kompliziertes Seelengefüge, das uns allerdings in gefühlsbereiten Stunden als traurig, ja, wenn wir ein Mehr an Gefühlsaufwand zu treiben gewillt sind, als tragisch anspricht.

Wohlfeile Begriffe wie „Minderwertigkeitskomplex“, „Kompensierung“, „Verdrängung“ sind uns ja geläufige Kärrner zum Schafott des Begreifens. In jeder Äußerung eines unsrer seelischen Ordnungswut verfallenen Geschöpfes erblicken wir Symptome, die besonders dann, wenn sie unser Mitleid erregen oder unsre Abneigung provozieren, dankbar dazu benützt werden, um ihren Träger durch eine erledigende Analyse zu — töten, auszulöschen als uns tangierende, einmalige und besondere Existenz. Nichts hilft den armen Geschöpfen, sich den grausam gestellten Fallen unsrer analytischen Zerlegungswut zu entziehen. Ist die Häßliche besonders fleißig, so ist sie in unsren Augen eine Streberin, die ihr körperliches Minus durch ein Mehr wissenschaftlichen Erfolges kompensieren will. Ist sie devot, besonders hilfsbereit und überdurchschnittlich anschniegungsbedürftig, so scheuen wir uns nicht, sie zurückzustoßen, indem wir uns ihre Bemühungen als das Ziel verbergende Erotik erklären. Und so könnte ich richtige an unrichtige Symptombeachtung reihen und damit eine Grausamkeit neben die andere stellen, die wir, — und hier verallgemeinere ich die Beobachtung meiner selbst mit bestem Gewissen, — täglich begehen.

Doch nun zu meiner Geschichte. Es war an einem etwas windigen Nachmittag, an dem tiefziehende Wolkenfetzen in unregelmäßigen Zeitabschnitten die Sonne bedeckten und so einen dauernden Wechsel von lauer Wärme und frostiger Windigkeit bewirkten, als ich mit Emma Wirtz in die Straßenbahn stieg. In jene Straßenbahn, die, wie alle wissen, auf den Berg hinaufführt, der mit seinen vielen verschlungenen Wegen wie dazu geschaffen scheint, den Schauplatz des intimeren Teils studentischer Geselligkeit abzugeben. Es gibt dort eine Unmenge beliebter Rendezvousplätze, und mit einer Kollegin dort hinaufzufahren, bedeutet immer, daß sich die Beziehungen zu ihr über den Zustand beruflicher Kollegialität hinaus zu einer persönlicheren Form entwickeln. Es erregte also Erstaunen in den Reihen meiner Bekannten, als ich mit Emma Wirtz, der häßlichen und

allgemein unbeliebten Emma Wirtz zusammen, den Weg dort hinauf nahm. Mich trafen unverschämte, bemitleidende Blicke, und Emma in ihrem marineblauen Kleide, das die unscheinbare Brust zu hoch und die Hüften zu tief zu rücken schien, mußte bemerken, wie meine Freunde mit unverhohlenen spöttischem Lächeln unser gemeinsames Unternehmen verfolgten.

Wir hatten am gleichen Vormittag zum soundsovielten Male in unsren Pausengesprächen zwischen zwei Vorlesungen Emma Wirtz zur Zielscheibe unsrer Witzeleien gemacht, hatten uns sowohl über ihre äußere, so wenig anziehende Erscheinung als auch über den verbissenen Eifer, mit dem sie danach strebte, sich im Seminar hervorzutun, genügend lustig gemacht und hatten auch nicht verfehlt, den ihr so charakteristischen Zug, mit besonderer Strenge die konventionellen Formen des Umgangs einzufordern, gebührend hervorzuheben. Es gab nicht einen unter uns, der sich Emma Wirtzs angenommen hätte. Sie strömte eine unangenehme Atmosphäre der Unnahbarkeit aus und wirkte in ihrer betonten Höflichkeit, ja, sogar formelle Galanterie fordernden Haltung auf eine penetrante Art herausfordernd. Und um nun unsrer zynischen Lustigkeit eine neue Pointe zu geben, hatte ich mich zur Freude meiner Kollegen anerbaten, mich mit Emma Wirtz anzubiedern, „um“ — wie ich wörtlich dem boshaften Kreis versprach — „sie einmal von einer menschlicheren Seite kennenzulernen“. Sofort wollte ich meinen Vorsatz in die Tat umsetzen, und deshalb ging ich noch unter den Augen meiner Freunde zu ihr, die, über ihre Kolleghefte gebeugt, selbst die Pausen zur Arbeit benützte. Zu meiner Überraschung stimmte sie meinem Vorschlag, mit mir auf den Berg zu fahren, ohne weiteres zu, und nachdem wir noch eine Vorlesung hinter uns gebracht hatten, während der mir von allen Seiten höhnische und ermunternde Zettel von meinen Kollegen zuschwirrten, machten wir uns auf den Weg.

Es wäre unehrlich zu behaupten, mein Spaziergang mit Emma Wirtz wäre allein wegen meiner plötzlichen Laune, die mir im Kreise meiner Kollegen entstanden war, geschehen. In mir regte sich gleichzeitig meine Erlebnislust oder, wie meine Freunde es zu nennen pflegten, meine Passion zur Seelenjagd. Diese Lust bestand darin, eine möglichst große Anzahl menschlicher Seelenverhältnisse in Praxi kennenzulernen, sie zu durchforschen und sie nach stattgehabter Erfassung in meine Erlebniskollektion einzureihen. Nun, mit Emma Wirtz gedachte ich nicht etwa ein besonders seltenes Exemplar für meine Sammlung zu erobern. Aber so, wie es auch dem passioniertesten Sammler geschehen kann, daß er zur Komplettierung seiner Sammlung ein minder seltenes Exemplar braucht, genau so inszenierte ich dieses denkwürdige Treffen mit Emma Wirtz, um mich dieser unscheinbaren Spezies zu versichern. Ich brauche wohl kaum besonders hervorzuheben, daß meine Erwartungen weniger darin bestanden, nun etwas ganz Neues und Eigenartiges kennenzuler-

nen, als vielmehr darin, mein vorhandenes psychologisches Wissen, auf das ich so viel hielt, in einem konkreten Fall bestätigt zu sehen.

Als wir auf dem Berg ankamen, war die Sonne gerade im Begriff unterzugehen, und ein gelblich fahler Dunst lag über der Stadt, die, obgleich so nahe, weit weg zu sein schien. Ich erwartete mit einer boshaften Vorfreude das prompte Eintreffen einer Äußerung von Emma Wirtz über das vor uns ausgebreitete Bild. Die Äußerung geschah genau so, wie ich es erwartet hatte: leer und konventionell. Wir machten an einem kleinen Gasthaus halt, und da es etwas kühl geworden war, lud ich Emma Wirtz zu einem Glas Glühwein ein. Die Absage geschah genau so prompt, wie ich es erwartet hatte: Sie sei Antialkoholikerin. Die angebotene Zigarette wurde abgelehnt: Sie sei Nichtraucherin. Ein politisches Gespräch wurde nicht zugelassen: Sie befasse sich nicht mit Politik. Das alles selbstverständlich aus strenger Überzeugung, aus Prinzip. Dabei spürte sie wohl, daß jedes meiner Angebote nur eine Falle war, und im Ton ihrer Absagen lag stets ein Vorwurf.

Es ginge zu weit, hier aufzuzählen, auf was für folternde Einfälle ich noch kam, die keinen anderen Zweck verfolgten als den, sozusagen nach einem vorgefaßten Plan Emma Wirtz zu Reaktionen zu bringen, die mir ihren unbedeutenden Charakter und ihr nur schablonenhaftes Dasein beweisen sollten.

Es spielt hier nämlich noch etwas anderes hinein. Manchmal hatte mich die ständige Ablehnung, das ständige Verhöhn- und Abgestoßensein, dem Emma in unsrem Kreise ausgesetzt war, ein wenig berührt. Ich hatte mich in seltenen Fällen in ihre Seele zu versetzen gesucht und dann wohl manchmal mitfühlend erlebt, in welcher erschreckend liebloser Lage sie sich befand. Aber gleichzeitig hatte mich doch immer wieder die Tatsache ihrer so völlig reizlosen und unentgegenkommenden Existenz so abgestoßen, daß die seltenen Ansätze zu einer gerechteren Beurteilung ihrer Situation nie bis zu einer Tat, das heißt, bis zu einer wirklichen, freundschaftlichen Annäherung an sie, gediehen waren.

Und um nun dieses Widerspiel meiner inneren Haltung ihr gegenüber, das aus einsichtsvollem Mitleid und instinktbedingtem Abgestoßensein bestand, zu entscheiden, — oder ehrlicher, zu beenden, — hatte ich mir fest vorgenommen, mir an diesem Nachmittag zu beweisen, daß mein verborgenes Mitgefühl, meine seltene Anwendung zur Güte, falsch am Platze sei, ja, daß ich es mit gutem Recht abstellen dürfe.

Und war mir dieser Beweis bis jetzt nicht eindeutig gelungen? War es nicht offensichtlich, daß Emma Wirtz wirklich keine Persönlichkeit sei, der gegenüber es sich lohne, irgendwelche freundschaftlicheren Gefühle aufzubringen? Ich hatte genug. Ich trachtete danach, unsrem Spaziergang ein Ende zu machen und schlug den Weg zur Straßenbahn ein, die uns wieder in die Stadt bringen sollte.

Emma bemerkte meine Absicht und verlangsamte ihre Schritte. „Ich hätte Lust, zu Fuß in die Stadt zurückzukehren“, sagte sie plötzlich nach einer längeren Stille, von der ich mir eingebildet hatte, sie foltere sie, und die ich darum mit Absicht nicht unterbrochen hatte. „Wollen Sie mich begleiten?“ — Ich war über diese Aufforderung so erstaunt, daß ich nicht nein sagte. „Ich denke, wir haben heute Nachmittag einen Versuch begonnen, der noch nicht beendet ist“, sagte sie mit einem verbindlichen Lächeln, das ihre Häßlichkeit erschreckend verstärkte, hinter dem ich aber vergebens eine Bitterkeit suchte. „Welch ein Experiment?“ fragte ich scheinheilig. Und ohne darauf einzugehen fuhr sie fort: „Ich bin Ihnen dankbar für die Möglichkeit, die Sie mir heute verschafften und die ich schon lange ersehnt habe. Heute habe ich eingesehen, daß es sich wirklich nicht lohnt, mich um die Gunst meiner Kollegen zu bewerben, die mir wegen meiner Häßlichkeit nicht zuteil wird.“ Sie sprach das Wort „Häßlichkeit“ aus, so, wie andere Leute vom Wetter sprechen. „Aber Ihnen, der — das habe ich trotz allem gespürt — ein schlechtes Gewissen dabei hat, einen anderen Menschen nur wegen eines Mangels an attraktiven Gaben zu verachten, Ihnen will ich Ihr schlechtes Gewissen überwinden helfen. Ohne mit meinen unschönen Eigenarten kokettieren zu wollen — man kann mit allem kokettieren, nichts ist zu abstoßend dazu —, will ich Ihnen in aller Unpathetik eröffnen, wie häßlich es auch in meinem Inneren aussieht. Ich will Ihnen Grund geben, mich zu verachten.“

Wir sind an jenem Tage lang in den Abend hineingelaufen.

Emma Wirtz hielt Wort. Sie zierte sich nicht mit ihrer Häßlichkeit. Sie übertrieb nicht. Sie sprach von sich so, wie einer aus dem Kreise ihrer Spötter hätte sprechen können, wenn er seine Boshaftigkeit abgelegt und sich bemüht hätte, aufrichtig zu sein. Und sie schloß ihren grausig klaren Bericht mit der Feststellung: „So kommt es, daß ich mich durch die Augen all der Menschen sehe, neben denen ich leben und arbeiten muß. Meine eigenen habe ich verloren. Das zerbricht mich, daß ich mich selbst nicht mehr anders sehen kann als die anderen Menschen. Ich lebe nur noch, um allen anderen und damit mir selbst die Richtigkeit ihrer Meinung über ein häßliches Mädchen zu beweisen.“

Sie hatte diese Worte mit der letzten Einfachheit gesprochen, die ein Mensch überhaupt aufbringen kann. Dann schwieg sie eine Zeit, während der wir uns bewußt wurden, daß wir schnell marschierten, denn es war sehr kühl geworden. Plötzlich blieb sie stehen: „Da kommt eine Straßenbahn. Ich werde mit ihr fahren. Ich kann es mir nicht leisten, so viel kostbare Zeit in nutzlosen Gesprächen zu verbummeln. Adieu, mein Herr, und schönen Dank für Ihre liebenswürdige Begleitung.“

**Martin Rost.**

## FRIDOLIN IM FRÜHLING.

Das Kaffeehaus am See grüßte schon beinahe sömmerlich die Allee, in der kleine Mädchen in kurzen Röckchen mit Puppen und Bällen spielten, von jungen hübschen Engeln mit weißen Häubchen, die keck in die Luft guckten, betreut. Dann und wann blitzte ein Kinderwagen auf. Im Lack sah man Steine und kleine Hunde und Füße spiegeln. Manchmal kam auch etwas Grün dazu. Aber das war am Boden noch spärlich; denn die Straßenarbeiter rissen das Unkraut aus und bewarfen die Wege mit Schotter. Und Veilchen wagten sich da nicht hervor. Auf den Bänken drängten sich die Leute nach einer Handvoll Sonne, lasen die Zeitung oder ein Buch, oder die Mütter strickten und dösten dahin. Es übertat sich keiner. Es lag etwas in der Luft wie Faulenzerei und Sonnenschein und gute Laune. Nur ein paar Arbeitslose hockten trübe in der Sonne und blinzelten in den See und warfen ab und zu einen Kieselstein ins Wasser. Und wenn dann der Stein ein-, zweimal übers Wasser hüpfte, als hätte er Angst vor dem Ertrinken, kam ihnen etwas in die Augen wie Jugend und Lausbüberei. Dann sog sie an ihren Stummelpfeifen. Beim einen kam nichts, beim andern wirbelte ein blaues Räuchlein in die Luft. Der Knaster roch nicht so übel. Aber einer, der hatte gar nichts. Der warf keine Kieselsteine übers Wasser, dem kam keine Jugend in die Augen, trotzdem er jünger war als alle andern. Als ihm einer eine Zigarette anbot, steckte er sie zwischen die gelben Zähne und strich das Schwefelholz am Hintern, bis es brannte, und sog den Rauch gierig in die Lunge. Das blasse Gesicht und die schmalen Hände und diese Augen hätten einem Poeten sein können. Am ehesten François Villon, dem König der Hungerleider, Nichtstuer, Herzensbrecher und Gedichteschreiber. Nur hätte jener die Mütze schiefer ins Gesicht gedrückt, die Zigarette besinnlicher geraucht, die Glieder fauler gestreckt und die Weiber begehrllicher angelächelt. Dieser aber stierte auf die Brüstung und zählte die Menschen oder die Steine oder die Tage, die er ohne Arbeit war.

Ein Trupp Studenten hob sich aus den Spaziergängern hervor. Er war farbig bemützt und guter Dinge und verhielt sich ein bißchen wichtig. Aber man nahm's ihm nicht übel. Die hübschen Kindermädchen steckten ihre Näschen nochmals so keck in die Luft und träumten von Heidelberg und Liebe und einem immensen Bierkonsum. Und die Jünger der Wissenschaft warfen feurige Blicke, und unter ihnen war einer, der übertraf alle andern. Bei dem hatte man das Gefühl, er sei Jurist. Wegen der Hornbrille und des ganzen Typus nämlich. Die Freunde nannten ihn Fridolin. Ein graues Flanellhosenpaar wirbelte um seine Beine, wenn er ausholte. Das kurze Jöppchen in beige und die dunkle Krawatte gaben ihm etwas Angelsächsisches. Erst recht, wenn er die Pfeife in den Mund nahm. Das war eine billige Marke gewesen, die soweit noch gut aussah. Und da hatte ihn eines Tages der Star gestochen, und er ritzte ein Löch-

lein in das Mundstück und holte die vertrockneten Wasserfarben hervor. Dann netzte er den Pinsel mit Speichel und tupfte auf die weiße Farbe und tupfte einen Punkt auf die Pfeifenspitze, vorsichtig und mit Gefühl. Er hielt die Pfeife befriedigt vors Auge und sagte anerkennend: — Nun ist's doch eine Dunhill! — (So nebenbei: Fridolin ist eitel.) Auch ein bißchen verliebt, sagten die Leute, weil er Augen hatte, die verträumt dreinschauen konnten und sehr groß und sehr braun waren.

Fridolin fühlte, wie der Lenz in seinem Blute kribbelte und wie da etwas hinaus und davon fliegen wollte wie ein Kanarienvögelchen, das mausert. Er konnte sich den ganzen Tag in seine Bude einschließen und einen Ast abpfeifen und hin und wieder am Fenster stehen, um dem kommenden Frühling guten Tag zu sagen. Der alte Kastanienbaum, der sich breit vor ihr Haus stellt, stund noch in Unterhosen da und fror. Aber die Frühjahrssonne, die schon um den Märzen herum ein behagliches und einladendes Gesicht zu machen beginnt, heizte dem alten Kumpan schön ein und schalt ihn einen Frörling. Und siehe da, das Wunder geschah: als der Kunstpfeifer eines heitern Tages wieder mal durch die Scheiben äugte und den Blick an der Litfaßsäule verlor, da flog ihm ein Zitronenfalter an der Nase vorbei ins Grüne, und wahrhaftig, der alte Kastanienbaum fror nicht mehr, sondern hatte sein schönstes Feiertagskleid angezogen. Grün, ein bißchen spärlich noch, aber doch grün, mit einem Stich ins Gelbliche, stund er da, stolz wie ein Kastilier, als wollte er sagen: Seht, Leute, was für ein feiner Kerl ich bin! — Und in der Tat . . . Die Silberpappel, die in des Nachbars Garten prangt, schlank und geschmeidig, hatte ein königliches Nicken der Anerkennung, so daß dem guten Kastanierich der Saft in die Krone schoß, und er nur noch ergrünend zur holden Schönen hinüberzublinzeln wagte. Die war noch im Négligé, zart und seiden. Aber kein Mensch fand etwas daran. Und es war auch nichts dabei. Nur ein paar ältliche Weidentanten, die auf dem Lande wohnten und ihre verrunzelten Leiber im Bächlein spiegelten, schüttelten noch eifriger mit den Köpfen und den langen Armen, als ihnen der Wind die neue Zeitung brachte. — Hatten sie es nicht immer gesagt, der alte Knabe werde sich noch von dem jungen Ding den Kopf verdrehen lassen? — Krumm und neidisch lehnten sie über dem plaudernden Wässerlein und unterließen es für eine Weile sogar, mit den Köpfen zu wackeln. Der Wind, der lose Schlingel, brachte dann hintenherum alles den beiden Liebenden zu Gehör, dem Kastanienbaum vor Fridolins Hause und der Pappel im Nachbargarten. Darob schüttelte er gemächlich die dicken Äste, und sie zitterte ein feines, stilles Lachen, das so zart war, daß es nicht mal die frühe Amsel merkte, die im Gezweig das Brautlied sang. Und weiter geschah nichts, als daß der Frühling kam und den Liebesleuten das Brautkleid wob. Im Mai wollten sie Hochzeit feiern. Aber noch schrillte der Star vor dem Fenster. — —

Die Studenten verloren sich plaudernd und lachend in der Menge. Man wußte nicht recht, ob's zur Universität oder zum Städtchen ging.

Doch der Lenz hatte ein wissendes Lächeln.

Fritz Tschudy.

### ICH HABE KEIN COULEUR . . .

Immer stehn wir zu zweit am Bahnhof, bevor unser Zug abfährt, und schauen uns die Leute an, die in den Bahnsteig einbiegen. Er heißt Wolfgang Nägeli und trägt ein blaues Couleur, ich heiße Fredi Bünzli und habe kein Couleur. Der Vater sagt, so was sei Luxus . . .

Wir zwei wohnen im gleichen Dorf.

Wenn die Menschen so an uns vorbeipilgern, schauen ihn alle an. Aber mich sieht keiner. Ich bin nichts neben ihm.

Er ist der sehnlichste Wunsch der jungen Mädchen, die abends aus ihren Geschäften kommen, um heimzufahren; er ist der Stolz aller älteren Damen, die von einem Kaffee-Nachmittag aus der Stadt zurückkehren. „Ah, grüß Gott, Herr Nägeli,“ und dann tuscheln sie im Weitergehen ganz leise. „Weißt du, der Student . . ., er soll märchenhaft intelligent sein,“ sagt Frau Meier; „mein Sohn, der Heireli, muß auch . . .“ Wolfgang Nägeli ist der blaue Stolz unseres Dorfes.

Und ich stehe da. Ich bin der Fredi Bünzli. Fahre täglich mit ihm vom Dorf in die Stadt und von der Stadt ins Dorf — als dessen nichtssagender farbloser Begleiter.

Steigen wir zusammen in unserem Orte aus, geht er würdig voran, und der Herr Stationsvorstand fährt freundlich mit der Hand ans Käppi; aber jedesmal, wenn ich nachkomme, streckt er den Befehlsstab hoch: Abfahren! — Auch der Zug. — Ich bin nur der Fredi Bünzli.

Morgens kommen wir immer spät auf unseren Bahnhof, müssen aber vorher noch über das Geleise. Da ist die Bahnschranke gewöhnlich schon unten. Sieht der Bahnbeamte von weitem das blaue Couleur nahen, schaut er nach der Uhr, richtet sich in Stellung, und wenn Wolfgang Nägeli an der Schranke erscheint, und es irgendwie noch geht, dreht der emsige Herr die Kurbel und hebt die Stange nochmals bereitwillig empor.

Zum Dank entblößt der Student sein märchenhaftes Haupt, daß es dem Bahnbeamten warm durch die Glieder fließt. Mich, den Fredi Bünzli, scheint er nie zu bemerken, wenn ich gern durchmöchte; lässig steht er an der Kurbel.

Einmal, ich wußte, es war noch genügend Zeit, schaute ich ihn über die Stange lange bittend an: „So lüpf doch ein wenig.“ Von meinem Blicke angezogen, schaut er her. Ich deute mit einer Handbewegung meinen Wunsch. Er wirft den Kopf leicht nach hinten: „Dort ist die Unterführung.“ — „Ja, das weiß ich.“ — Der Fredi Bünzli steigt mit seiner Mappe in die Tiefe, läuft gedankenschwer unter dem Beamten durch und drüben wieder an die Sonne.

Dort trifft er mit seinem besseren Kollegen zusammen. Wolfgang Nägeli läuft ihm gerade in die Arme. „Woher kommst auch du?“ lacht er mir zu. „Von unten herauf,“ brumme ich.

Am andern Tag, frühmorgens, gibt er mir das blaue Couleur. Und der Fredi Bünzli wandert stolz unter der bereitwillig gehobenen Schranke hindurch, während Herr Wolfgang Nägeli baren Hauptes durch die dunkle Höhle kriecht.

Drüben treffen wir uns. „Weißt du nun, was die Leute an mir verehren?“ lacht Wolfgang Nägeli. „Ja, ja, eigentlich weiß ich es schon lange; aber — die verdammte Eitelkeit!“ — Doch habe ich jetzt wieder für eine lange Zeit genug und gebe ihm das verführerische Couleur zurück.

Nun fahre ich wieder im blauen Schatten meines angesehenen Kollegen abends von der Stadt ins Dorf und morgens vom Dorf in die Stadt.

Und wenn den Fredi Bünzli einer erstaunt fragt: „Ja was, Sie studieren auch? Das sieht man ihnen ja wirklich nicht an!“ dann erwidert er gelassen auf das zweifelhafte Kompliment: „Ja, ja, wissen Sie, Herr Müller, ich habe halt kein Couleur; der Vater sagt, so was sei Luxus . . .“ **Ernst Kappeler, phil. I.**

---

## BUCHBESPRECHUNGEN.

**Der Schweizer Verband Volksdienst,**  
der bekanntlich die wirtschaftliche Leitung des Studentenheims inne hat, versendet soeben seinen Jahresbericht pro 1933. Das reich illustrierte Heft gibt uns einen anschaulichen Überblick über die Tätigkeit dieser gemeinnützigen Organisation, welche sich von Jahr zu

Jahr erweitert und heute 82 Betriebe aller Art umfaßt. Von den Soldatenstuben kam der Volksdienst zur Führung von Wohlfahrts-häusern, Heilstätten, staatlichen Fürsorgeeinrichtungen. Nach und nach wurden ihm auch andere große Betriebe zur wirtschaftlichen Führung anvertraut, wie das Studentenheim an der E.T.H. Zürich, die Speiseräume der Sihlpost, Zürich, die Bäderheilstätte „Quellenhof“ der Suva in Baden und zahlreiche weitere Einrichtungen.

Der Totalumsatz betrug im Jahre 1933 Fr. 3,487,157.35, gegenüber Fr. 3,656,785.89 im Vorjahre. An die Stelle der geschlossenen industriellen Wohlfahrtsbetriebe ist glücklicherweise die gleiche Anzahl neuer Einrichtungen getreten. Der Jahresbericht enthält u. a. auch Bilder und eine Schilderung des *Foyer Suisse in London*, dessen wirtschaftliche Leitung dem Volksdienst Anfang 1934 anvertraut wurde.

Ferner erhält der Leser Kenntnis von den verschiedenen Sonderaufgaben, deren sich der Verband angenommen hat, wie alkoholfreie Baukantinen, Arbeitskolonien u. a. m.

Besonders interessant sind die Darstellungen über die Aufgaben der Personalabteilung, die Berichte über die verschiedenen Personal-tagungen, welche alle der Weiterbildung des Personals, das jetzt auf die Zahl von 460 angewachsen ist, dienen.

Es leuchtet ein, daß eine Organisation von dieser Ausdehnung bestrebt sein muß, eine möglichst einheitliche Leitung der einzelnen Betriebe zu gewährleisten; die regelmäßigen Zusammenkünfte, eine eigene Verbandszeitung und zahlreiche Inspektionsbesuche schaffen die Verbindung und die geistige Zusammengehörigkeit, die für diese gemeinnützige Arbeit unerlässlich ist. — Im Herbst 1934 wird der Volksdienst, der im November 1914 als Soldatenwohl gegründet wurde, sein 20jähriges Bestehen feiern können. Es ist ein weiter Schritt von der ersten primitiven Soldatenstube bis zu den heutigen, modernst eingerichteten Betrieben; der Geist der Dienstbereitschaft und des Helfenwollens ist aber der gleiche geblieben.

Es ist erfreulich zu sehen, wie dieser in seiner Art einzige schweizerische Verband unter der umsichtigen und tatkräftigen Führung seiner Oberleiterin, Frau Else Züblin-Spiller, von Jahr zu Jahr erstarkt. Der Dienst, den dieser Verband im vergangenen Jahrzehnt seines Bestehens an unserer Industriebevölkerung geleistet hat, läßt sich nicht in Zahlen ausdrücken, aber er ist in den Reihen jener wenigen zu suchen, die seit Jahren still und zäh ihren Willen zur Volksgemeinschaft durch eine *Tat* erhärten.

Interessenten erhalten auf Verlangen den Jahresbericht gratis vom Hauptbureau Schweizer Verband Volksdienst, Zürich, Gottfried Kellerstraße Nr. 5.

**Die leisen Leidenschaften. Ein Lied der Freundschaft. Von Cecile Ines Loos. Verlag Rascher & Cie., Zürich, Leipzig und Stuttgart. 1934.**

Die Legende: Die Geschichte beginnt mit einem Brief, den Eiduna aus dem Lande der Weißen an Ayas schreibt. Es folgt ihre Rückerinnerung an den Freund in vier indischen Bildern. Dann wird die Geschichte der Eiduna berichtet, der reichen, aber unglücklichen Frau.

Mit visionärer Gestaltungskraft schildert die Dichterin, die das fremdländisch-Wilde, Unstete mit einer wahrhaftigen Scheu in ihrer Seele vereint weiß, herkommend aus einer Blutmischung von „Seeräuber und Prediger“, das traumhafte Geschehen um diese Frau Eiduna. „Es ist immer die leise Stimme eines Freundes, die uns im Leben leitet“, sagt die Dichterin. Und sie zeigt diesen Freund ihrer Vision. „Und ich sehe dich wieder vor mir, mein Freund, mit den Rubinen über den Augen und dem verschwenderischen Lächeln auf schlafblumenzart gefältelten Lippen, wie du dich vom Lager erhebst und dein Gewand um dich schlingst von weißer Seide. Und du schreitest aus dem Tor deiner Hütte, o, Ayas, über das Feld. Über das weite, helle Feld mit deinen schmalen, nackten Füßen, im frischen Tau des Tages. Und deine Augen messen den Horizont, wo im Umkreis die Reishalme stehn, hoch und schlank mit leicht geneigten Ähren. Deine Augen grüßen die Sonne, die auf den Reishalmen glitzert, aber deine Gedanken sind bei Gott, der dein Herz lenkt.“

Fremde Landschaft, fremdes Sein. Ines Loos weiß von sich selber zu sagen: Am besten liegt mir das Niegesehene, das nicht Gewußte ist für mich klar. Von jeher war ihr eine russische Sehnsucht eigen, als junges Mädchen will sie Russin werden. „Es hat jedes Blut seinen eigenen Zauber und läßt sich verführen nach seiner eigenen Weise.“

Fremde Laute formt sie zu Worten, und diese werden Kern für ein Geschehen, bauen sich auf um eine Geschichte, die ihnen einzig zukommende Geschichte. „Wenn ich schreibe, so webe ich ein buntes Gewebe. Ich webe die Fäden hinwärts und herwärts und meine immer dasselbe.“

Bilder, Bilder, wie sie Dautherdey gesehen, sieht sie vor sich entstehen, in ihnen wird das tiefe Mitschwingen einer von Natur erfüllten Seele spürbar. So kann sie den Leser berauschen, und es ist schön, von ihr berauscht zu werden. „Da trat sie ein, die zu Gaste war und deren Namen du nicht wußtest, groß und schlank und verschleiert, und goß euch Ban in die Schale. Betäubenden, süßen Ban.“

Es wird kein Buch für die große Masse werden, nein, aber jene, die der Dichterin solche Gefühle des Fremden, fast vor sich selber Fremden, nachempfinden, die erschrocken vor sich innehalten vermögen, jenen sei dies kürzlich erschienene Werk Ines Loos' aufs wärmste empfohlen. Eine reizvolle Stelle aus dem Kapitel „Die Tänzerin Tschai-Fai“ sei hier wiedergegeben: „Auf dem Hügel Minwah steht das Haus der Tänzerin Tschai-Fai. Wenn der dritte Sommer nach dem Mondjahr vorüber ist, wird sie zweiunddreißig Jahre zählen. Aber Tschai-Fai ist noch jung und schön wie eine Schwalbe.“

Ihre Haare sind schwarz und riechen nach Amber; ihre Haut ist durchsichtig wie die Blumenblätter der hellgelben Krokusse. Ihre Hände sind lang und schmal und wie aus Porzellan geformt. Am Mittelfinger trägt sie einen Feuerstein und um den Hals eine Kette von rosenroten Topasen, die beim Lampenlicht brennen. Aber ihre Füße sind klug und gehen einen geraden Weg. Wenn sie sich am Morgen vom Lager erhebt, zieht sie ein Kleid an aus weißer Kashmirwolle mit gelben Streifen, und um den Knöchel an der Hand legt sie eine Spange aus Elfenbein. Am Mittag setzt sie sich unter den Dpag-sambaum, der alle Wünsche erfüllt und mit bunten Vögeln übersät ist wie mit singenden Blüten. Dann schaut sie hinaus aufs Meer. Aber am Abend tanzt sie in einem Kleid aus Mondstrahlen, die über Rosen eilen, und auf dem Rücken trägt sie eine große, violette Schleife. Ihr Gang ist so leicht, daß sie über den Regenbogen gehen könnte, ohne daß ihre Füße eine Spur zurückließen. Und die Leute nennen sie: Die am Himmel Gehende.“ S. H.

**Maurice Goguel: Das Leben Jesu. Mit einem Geleitwort von W. G. Kümmel. Rascher & Co., Zürich 1934. Brosch. Fr. 12.50.**

**Huldrych Zwingli: Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit. Schriften ausg. und einged. von L. von Muralt und O. Farner. Rascher & Co., Zürich 1934.**

Nichts vermöchte die Verintensivierung des religiösen Lebens der Gegenwart stärker zu beweisen, als die zahlreichen Neuerscheinungen des christlichen Denkens. Manchmal fühlt man sich an die reformatorischen Zeiten erinnert: wie dort wird versucht, auf die Ursprünge zurückzugehen und die gründlichsten wissenschaftlichen Methoden werden im Kampf verwendet. Dies gilt für das Werk des Pariser Theologieprofessors in besonderem Maße. Es ist ein erstaunliches Buch durch den Reichtum an Wissen, durch die Kraft der Kombination und durch die Vorsicht der Forschung. Es ist eine echte und schöne protestantische Schrift durch die Freiheit, mit der an die Gestalt Christi herangetreten wurde. Leider sind diese Vorzüge — und hier hat eine tiefere Kritik einzusetzen — auch die Schwächen des Buches. Die größte Gelehrsamkeit und beste Quellenkritik führen noch nicht zur Zusammenschau eines Lebens, zum Ergreifen des innern menschlichen Vorganges, und sicher nirgends weniger als bei der Person Jesus. So fehlt der Freiheit des Forschers die innere Bindung und Verbindung. Dieses Werk ist daher eine Vorarbeit, eine unentbehrliche Vorarbeit für jene noch ungeschriebene Schrift, die mit starkem Ruf das weise und mythische, das heroische und königliche Leben Christi aufzeigt und damit gegen jenes von Nietzsches Ansicht abhängige oder beeinflusste Epigonentum ankämpfen kann. Dort werden manche Fragen kürzer behandelt werden können und müssen als bei Goguel, so etwa diejenige, ob Christus gelebt habe oder nicht. Sie ist für den jungen Leser hier zu ausführlich gefaßt. Die Existenzfrage hat für die junge Genera-

tion an Wichtigkeit wesentlich eingebüßt: entweder glaubt sie an Christus und damit an den persönlichen Ursprung des Christentums, oder sie ist indifferent, oder sie steht auf der Seite eines irgendwie geformten „germanischen“ oder „heidnischen“ Heldenkultus, so daß in jedem Fall die Existenzfrage zu einem unwesentlichen Problem wird, weil jetzt nicht mehr um Personen-, sondern um Wertfragen gestritten wird. — In Einzelheiten werden Fachleute wohl oft anderer Meinung sein als Goguel; aber für den Gebildeten und gerade den Geisteswissenschaftler wird das Buch als Ganzes und innerhalb der angezeigten Grenzen als vorzüglich gelten dürfen. Davon ausgenommen werden muß die Übersetzung, die nicht überall genügt.

Dieses neue religiöse Bewußtsein hat wohl auch die Herausgabe einer Auswahl von Schriften Ulrich Zwinglis, die unter dem Titel: „Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit“ erschienen ist, verursacht. Die Wirklichkeitsnähe und Scharfsichtigkeit des großen Zürcher Reformators erfährt durch diesen Neudruck eine verdiente Würdigung; Zwinglis Bedeutung erweist sich auch in den schweren gegenwärtigen Fragen. Der Zürcher Privatdozent L. von Muralt hat eine aktuelle, feinsinnige Einleitung vorausgeschickt; Dr. Farner zu der unübertrefflich kräftigen Sprache Zwinglis den nötigen Kommentar beigegeben. E. F.

**F. A. Frikart, Kav.-Oblt.:** „Das Pferd in Wort und Bild“; im Selbstverlag, Zürich.

Die Pferdekennntnis des berittenen Offiziers setzt sich meistens aus dem zusammen, was er in den Schulen vernimmt, aus Büchern, Reglementen und Zeitschriften zusammenträgt und gelegentlich bei Veterinärvisiten und ähnlichen Vorkommnissen erfährt.

Vom Gehörten entfällt aber vieles wieder, Bücher und Zeitschriften sind meist ausländischer Herkunft und berühren unsere Verhältnisse nicht, und Reglemente sind keine allgemein beliebte Lektüre, obwohl Vorschrift unserer obersten Landesbehörde.

Oblt. Frikart gibt in seinem Buche eine übersichtliche Zusammenfassung von dem, was unser Vorgesetzter bei einer hippomobilien Truppe wissen muß, und darüber hinaus gibt er in den Anhängen Auskunft über alle möglichen Fragen, die sich auf Rennsport, Pferdezucht und -Rassen beziehen.

Für alle jene, die sich im Dienste mit Pferden zu befassen haben und für die, welche sich privat dem Reitsport widmen, ist die Lektüre dieses Buches sehr zu empfehlen. Ferner bildet es eine gute Gelegenheit, sich vor dem W.K. auf seine Pflichten gegenüber den vierbeinigen Kameraden vorzubereiten.

Reiche Bebilderung sorgt, daß die Beschreibung kurz und dennoch klar sein kann, und die Zusammenstellung des Inhalts unter Berücksichtigung unserer schweizerischen Verhältnisse erspart uns die Aufgabe, unsere Pferdekennntnis aus allen möglichen Quellen zusammenzutragen. W. S.

**OFFIZIELLE MITTEILUNGEN DES VERBANDES DER STUDIERENDEN  
AN DER Eidg. Techn. Hochschule.**

**Vorstand des Delegierten-Conventes für das S.S. 1934:**

Präsident: Werner Karrer, el. ing., Hofwiesenstraße 38, Zürich.

Quästor: Fritz Escher, masch. ing., Unterengstringen.

Aktuar: Werner Weilenmann, arch., Milchbuckstraße 52, Zürich.

1. Beisitzer: Eugen Beeler, Bau-Ing., Eigenstraße 20, Zürich.

2. Beisitzer: Max Sommer, arch., Meisenweg 7, Zürich.

Zimmervermittlungsstelle: Hausmeister Custer, Büro 13b, ETH-Hauptgeb.

Sprechstunden (Bureaux 45a und 46a, Hauptgebäude):

Präsident: Montag, Mittwoch und Samstag, je 11.15—12.00 Uhr;

Quästor: Dienstag und Donnerstag, je 8—9 Uhr;

Aktuar: Mittwoch 16—17 Uhr, Freitag 14—15 Uhr.

Dringende Bitte: Kommilitonen, denen unsere Zimmervermittlungsstelle zu einem Miet-Abschluß verholfen hat, werden dringend ersucht, das betreffende Zimmer bei Herrn Hausmeister Custer sofort abzumelden. Sie ersparen damit manchem Kameraden einen vergeblichen Gang.

Cigarettes **MEMPHIS** Austria

weil von besonderer Art,

**5 Cts.**

seit vielen Jahren von Kennern bevorzugt.

**OFFIZIELLE MITTEILUNGEN DER STUDENTENSCHAFT  
DER UNIVERSITÄT ZÜRICH.**

Sommer-Semester 1934.

Kleiner Studentenrat.

Präsident: Gropengiesser, Fritz, phil. I, Waldgarten 336, Zürich 11.  
Tel. 45.005.

Vizepräsident: Erb, Hans, phil. I, Wiedingstraße 46, Zürich 3.

Quästor: Strauß, Max, iur., Susenbergstraße 166, Zürich 7.

Aktuar: Baumgartner, Max, iur., Zollikerstraße 215, Zürich 8.

Beisitzer: Wegmann, Rudolf, med., Rigistraße 9, Kilchberg.

Büro des G.St.R.

Präsident: Frei, Reinhold, phil. II, Ottenbergstraße 36, Höngg.

Vizepräsident: Thalmann, Ernst, iur., Gladbachstraße 5, Zürich 6.

1. Aktuar: Heß, Rudolf, med., im Schilf 15, Zürich 7.

2. Aktuar: Kuoni, Klara, phil. I, Mühlebachstraße 170, Zürich 8.

**VERBAND DER SCHWEIZ. STUDENTENSCHAFTEN.**

**Studentenaustausch mit dem Ausland.** Kommilitonen und Kommilitoninnen, welche im Austausch Ferien oder ein Semester im Ausland zubringen möchten, werden gebeten, sich mindestens 2 Monate vorher anzumelden. Der Austausch geht so vor sich, daß die Aufnahme der hiesigen Bewerber im Hause der ausländischen Gastgeber gratis erfolgt, wogegen dem ausländischen Gäste im Heim der Schweizer Studenten entsprechend Unterkunft und Verpflegung kostenlos gewährt wird. Der Gast soll beiderseits

wie ein Mitglied der Familie behandelt werden, wodurch ermöglicht werden soll, daß sich der Student rasch und gründlich in die ungewohnten Lebensbedingungen und Gebräuche des Gastlandes einleben kann. Die Reise-spesen und das Taschengeld ist von beiden Partnern selbst aufzubringen. — Gelegentlich ist es auch möglich, einen Studenten(-in) au pair, d. h. gegen Erteilung von Sprachunterricht oder gegen andere kleine Dienstleistungen im Auslande zu placieren. Anmeldeformulare für Austausch und „au pair“-Aufenthalte können vom Auslandsamt des V.S.S., E.T.H., Zürich, bezogen werden.

Deutsche Professorentochter, 18 Jahre alt, wünscht Austausch mit Schweizer Student oder Studentin für 1—2 Semester. Dem Schweizer Austauschpartner wird ein schönes Heim in Göttingen geboten. Auskunft erteilt das Auslandsamt des V.S.S.

**Sommerreisen des V.S.S.** Das Auslandsamt des V.S.S. beabsichtigt in den Sommerferien Studienreisen ins R h e i n l a n d (Rheinisch-Westfälisches Industriegebiet mit Dampferfahrt von Mainz nach Coblenz und einem Abstecher ins Moselland) und nach E n g l a n d (im Anschluß an den Jahreskongreß der Confédération Internationale des Etudiants in Nottingham, mit Exkursionen von dort aus, ferner Besuch von London, Oxford und Cambridge) und möglicherweise nach den baltischen Staaten (Estland, Lettland und Finnland) zu organisieren. Nähere Auskünfte in der nächsten Nummer. **A. S.**

---

Zuschriften sind an die Redaktion des Zürcher Student:  
Max Eisenring, Scheuchzerstraße 65, Zürich 6, zu richten.

---

Das nächste Heft erscheint am 20. Mai. Redaktionsschluß: 5. Mai.

---

# SPRÜNGLI

AM  
PARADEPLATZ

A P É R I T I F S

L I G H T L U N C H

N A C H M I T T A G S T H E E

HÜBSCHE GESCHENKE

C H O C O L A T S L I N D T & S P R Ü N G L I

---



## *DIE MODE*

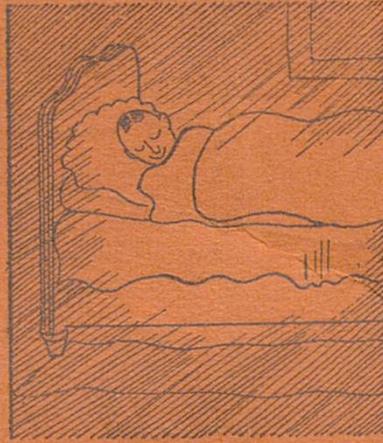
ist international. Und doch gibt es eine PKZ-Mode. Sie ist unseren schweizerischen Verhältnissen angepasst, übernimmt das Gute, und vermeidet das Extreme. Kurz:

## *DER SCHLIFF*

der eleganten Kleidung, der Ihnen das flotte, schneidige Aussehen gibt, ist verkörpert im PKZ-Anzug: Fr. 48.- 58.- 68.- bis 170.-

*pkz*

Zürich, Bahnhofstr. 51



Klein-Noiseless auf  
dem Zimmer  
Von Krach dann  
keinen Schimmer  
Des Nachts will der  
Philister Ruh  
Auf Noiseless ohne  
Lärm schreibst Du!

## Remington-Noiseless-Portable

Die neue Maschine wie die heutige Zeit sie braucht!

völlig geräuschlos - tragbar - bequem

Die ideale Klein-Schreibmaschine um daheim zu arbeiten.

Miete - Verkauf auf Ratenzahlung

Spezielle Ermäßigung für Studierende

**ANTON WALTISBÜHL & CO., ZÜRICH**

Bahnhofstraße 46

Telephon 36.740

## Die Alkoholfreien Wirtschaften

des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften in Zürich.

1. Blauer Seidenhof, Seidengasse 7, Zürich 1, 3-5 Min. v. Hauptb'hof.
2. Karl der Große, Kirchgasse 14, beim Grossmünster, Zürich 1.
3. Olivenbaum, Stadelhoferstr. 10, b. Stadelhofer Bahnhof, Zürich 1.
4. Volkshaus Helvetiaplatz, Zürich 4.
5. Freya, Freyastraße 20, Zürich 4.
6. Sonnenblick, Langstraße 85, Zürich 4.
7. Wasserrad, Josefstraße 102, Zürich 5.
8. Kirchengemeindehaus Wipkingen, Zürich 6.
9. Lettenhof, Wasserwerkstr. 108, Zürich 6.
10. Platzpromenade, Museumsstr. 10, Zürich 1.
11. Rütli, Zähringerstr. 43, Zürich 1.
12. Zur Limmat, Limmatquai 92, Zürich 1.
13. Rosengasse 10, Zürich 1.
14. Frohsinn, Gemeindestraße 48, Zürich 7.
15. Lindenbaum, Seefeldstraße 113, Zürich 8.
16. Kurhaus Zürichberg, Zürich 7, Pensionspreis, Zimmer inbegriffen, Fr. 7.— bis 8.— täglich.
17. Kurhaus Rigiblick, Zürich 6, Pensionspreis wie Kurhaus Zürichberg.
18. Baumacker, Örlikon-Zürich.

*Alkoholfreie Büffets:* Universität Zürich.  
Polytechnikum Zürich.  
Chemiegebäude Zürich.

Hauptbüro des Vereins für Auskunft und Stellenvermittlung

Gotthardstraße 21, Zürich 2.